

Beunruhigungsliteratur.

Man könnte die Weltliteratur — alles, was geschrieben und gedruckt wird — anstatt nach Gattungen auch einfach in die zwei großen Gruppen einteilen: Beruhigungs- und Beunruhigungsliteratur. Ein Schriftsteller sät bald auf das eine, bald auf das andere Feld; je nachdem erntet er Wohlgefallen bei den Menschen oder der Sturm, Anfechtung und Widerspruch. Um die Bücher eines Gotthelf, Luther, Rousseau brausten Stürme; das war die Lust, in der sie gediehen. Ihre Verfasser hatten keine ästhetischen Hemmnisse; dem Schreckgespenst der Tendenz schmissen sie ihr Tintenfaß in die Frage. Sie sagten, was sie zu sagen gezwungen waren; damit möglichst viele ihr Wort hören sollten, schrieben sie es. Und aus der Tendenz blühte, oft ohne daß sie es wollten, Kunst empor.

Auf künstlerische Form verzichtete C. A. Loosli, als er letztes Jahr seine Anlagenschrift über das „Anstaltsleben“ *) herausgab. Er hätte ja auch einen Roman schreiben können, dem er als düsteren Hintergrund die grauen Mauern einer Erziehungsanstalt gegeben hätte; Jakob Schaffner ließ in solcher Atmosphäre sein Menschenpflänzlein „Johannes“ wie ein zartes Wunder erblühen. Aber Loosli wußte, daß ein Roman selten zu Großratsinterpellationen und öffentlichem Meinungswechsel führt. Um solches aber — und um viel mehr! — war es ihm zu tun, als er das dunkle Kapitel des Anstaltslebens anschnitt. Er wußte, daß seine Feder in ein Wespennest stach; die Antworten, die ihm im Ratsaal und in der Öffentlichkeit zuteil wurden, kamen ihm wohl, auch wo sie heftig und bissig waren, nicht unerwartet. Er hatte seine eigene Feder auch nicht in den Honigtopf getunkt, ehe er zu schreiben begann. Sondern in die schmerzende Wunde eigener Erfahrung....

Freunde und Gegner haben zu der Schrift das Wort ergriffen. Ehemalige Anstaltszöglinge haben Looslis Kritik bestätigt und ihm für seine offene Rede gedankt; Erzieher, deren Autorität nicht bestritten wird, haben seine herben Anklagen in Verbesserungsvorschläge zu fassen versucht; Verantwortliche und solche, die es sein sollten, haben behauptet, Loosli übertreibe und renne da und dort offene Türen ein. Das laute Buch fand lauten Widerhall. War damit sein Zweck erfüllt?

Dann hätte man Loosli mit Recht beschuldigen dürfen, es sei ihm um Sensation und nicht um Behebung eines Schadens zu tun gewesen. Wer diesen Verdacht hatte, der wird ihn nun wohl oder übel beiseite legen müssen, denn in einer neuen Schrift zum gleichen Thema **) stellt Loosli eigene Vorschläge dafür auf, wie die Erziehung der Anstaltszöglinge verbessert und die ganze Frage einer Lösung entgegengeführt werden könne. Es wäre sehr zu wünschen, daß man sich mit diesem zweiten Buche ebenso eingehend befasse wie mit dem ersten; es wäre nicht nötig, daß dies wieder in der Erregung öffentlicher Anklage und Verteidigung geschähe, sondern Pfllicht schiene es mir, daß Looslis Vorschläge sachlich ernsthaft diskutiert und nach Möglichkeit durchgeführt würden. Man kann es ihm nicht verdenken, daß er seinen Gegnern entgegentritt und sie widerlegt, was ihm da und dort gar nicht schwer gefallen ist; aber man sollte die ersten hundert Seiten des Büchleins nicht zu dem Zwecke lesen, um sich neuerdings zu ärgern und die letzten dreißig Seiten verärgert zu übersehen. Denn gerade in ihnen steckt das Positive, steckt

*) „Anstaltsleben“, Betrachtungen und Gedanken eines ehemaligen Anstaltszöglings. Pestalozzi-Fellenberg-Haus Bern. Fr. 5.—

**) C. A. Loosli: „Ich schweige nicht!“ Erwiderung an Freunde und Gegner auf ihre Neuerungen zu meinem Anstalts-

die Frucht dieser Debatte; sie sollte nicht im Mist der Gehässigkeit verfaulen.

Loosli bedient sich, nach dem Beispiel gewiegter Parlamentarier, der Form der Eventualanträge. Seine radikale Forderung lautet: Fort mit den Erziehungsanstalten! Seine Kompromissforderung heisst: Verbessert die Anstaltserziehung!

An die Stelle des Anstaltsbetriebs setzt er das Verdingssystem, die Erziehung in der Familie. Nicht als ob er das Verdingwesen für ein Ideal anfähe; darauf haben auch schon seine Gegner, die Verteidiger des Anstaltsbetriebs, mit Gründen, die leider nur allzu bekannt sind, hingewiesen. Aber Loosli meint: „Während ich das Uebel der Anstaltserziehung an sich grundsätzlich, vermöge ihrer unumstößlich gegebenen Wesensart als letzten Endes unheilbar betrachte, glaube ich an die grundsätzliche Verbesserungsfähigkeit der Familienpflege.“ Die Praxis der Behörden scheint ihm stillschweigend Recht zu geben; sie zieht offenbar auch die Familienversorgung der Anstaltserziehung vor. Von den rund 63,000 Normalkindern, die der staatlichen oder gemeinnützigen Erziehung in der Schweiz anheimfallen, werden rund 50,000 in Familien und bloß 13,000 in Anstalten versorgt; im Kanton Bern war 1923 das Verhältnis 5279 zu bloß 831. Die Frage, ob heute noch in Anstalten erzogenen Kinder nicht mit gutem Willen auch in Privatpflege überführt werden könnten, scheint durchaus berechtigt. Dadurch würde die ganze Aufmerksamkeit auf eine Verbesserung der Verdingverhältnisse konzentriert werden können; die zürcherische Armenpflege geht in den hohen Anforderungen, die sie an ihre Pflegeplätze schon heute stellt, andern Kantonen voran (man lese, was der zürcherische Armeninspektor Rudolf Hinder darüber in der „Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“, Heft 1 und 3 von 1918, schreibt). Was für die meist unentgeltlich verpflegten, genährten und bekleideten Tausende von Auslandskindern möglich war, sollte eigentlich, wenn man es richtig bedenken will, auch für Schweizerkinder gegen Entgelt möglich sein. Jedenfalls erhebt Loosli hier eine Forderung, um die man sich ruhigen Gewissens nicht herumdrücken kann. Ob nicht eine Ueberführung der gegenwärtigen Anstaltskinder in Privatpflege auch wirtschaftlich durch den nachherigen Mehrertrag der Anstaltsgüter zu rechtfertigen wäre, bleibt noch zu untersuchen; ausgeschlossen ist es jedenfalls nicht.

Auch bei voller Einsicht und gutem Willen verlangt diese radikale Lösung Jahre der Verwirklichung, während denen die Anstaltserziehung noch bestehen bliebe. Darum stellt Loosli eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen auf, die er mit erfahrenen, gewissenhaften, wohlmeinenden und sachkundigen Erziehern eingehend erörtert hat. Sie zeigen, daß es ihm wirklich um die Sache zu tun ist, nicht um den Skandal. Hauptforderung ist: der Erziehungszweck werde dem bloßen Versorgungszweck unter allen Umständen vorangestellt. Dazu muß eine Personaltrennung zwischen Vorsteher und Verwalter der Anstalt durchgeführt werden, wie dies ja ähnlich bei großen Spitälern und Irrenanstalten schon längst der Fall ist; was für den Arzt recht scheint, muß auch für den Erzieher, den Seelenarzt, billig

sein. Der innere Anstaltsbetrieb soll in Form und Wirkung der Familienerziehung möglichst nahe kommen, das Familiensystem also überall eingeführt oder ausgebaut werden. Die Luft der Familie vermag manche Hemmungen zu lösen, die der heutige Anstaltzögling noch ins Leben hinaus mitnimmt, an der er leidet, oft sogar zugrunde geht. Den Zöglingen soll die Mittelschulbildung offen stehen und das Recht auf freie Berufswahl gewährleistet sein. Ein außer der Anstalt stehender Beistand wacht über den Zögling bis zu dessen erreichter Mehrjährigkeit.

Sind diese Forderungen denn eigentlich übertrieben? Gerade ihre Selbstverständlichkeit zeigt, wie berechtigt sie sind. Gibt es Väter und Mütter, die sie ablehnen dürften? Der Gedanke an ihre eigenen Kinder würde es ihnen verwehren; er soll es ihnen aber zur Pflicht machen, über diese Forderungen nachzudenken und ihnen die Stoßkraft ihres Willens zu verleihen. Aus dem guten Willen heraus wachsen gute Werte. Und 13,000 Kinderseelen — lohnt es sich da nicht, etwas zu wollen? Ihr ohnehin hartes Los kann glücklicher und leichter werden — lohnt es sich da nicht?

Hugo Marti